

BUCHBESPRECHUNGEN

Michael C. Frank: Kulturelle Einflussangst. Inszenierungen der Grenze in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts. Bielefeld: Transcript 2006. 229 S., 2 Abb.

In einem Zeitalter, in dem „interkulturelle Kommunikation“ in aller Munde ist und „globales Management“ nach den Leitlinien von Geert Hofstede praktiziert wird, ist das hier zu besprechende Buch ein nicht zu unterschätzendes Vademekum gegen alle behavioristischen und positivistischen Tendenzen im Umgang mit dem Begriff „Kultur“. An die Stelle simplizistischer Deskription von Wertorientierungen und des Glaubens, empirisch meßbare Parameter seien Indikatoren kultureller Unterschiede, setzt der Autor den spontan ausgelösten Wandel der Identitäten im Moment des Kulturkontaktes. Kulturen sind nicht, was sie zu sein scheinen, sondern sie werden zu einer Erfahrung im Moment der Auseinandersetzung mit ihnen.

Diese Konfiguration ist gewissermaßen die Ausgangsthese des Buches, in dem sich der Autor vornimmt, Ängste und die Empfindungen der Bedrohung durch andere Kulturen näher zu thematisieren. Angesichts gängiger Metaphern, denen zufolge Europa eine „Festung“ sei oder in Deutschland eine „Leitkultur“ zu etablieren wäre, handelt es sich um ein hoch aktuelles Thema, auch wenn die emotionale Seite solcher Begrifflichkeiten in der öffentlichen Debatte heute kaum je zur Sprache kommt. Allerdings beschränkt sich der Autor darauf, die neueren Debatten zum Thema in den ersten beiden Kapiteln, im Rahmen der theoretischen Einleitung zu erörtern. Die eigentliche Durchführung des Themas fokussiert dann darauf, die Phänomene der situativ bedingten Wahrnehmung von Bedrohungen durch kulturelle Differenz auf der Grundlage

von Reiseliteratur im 19. Jahrhundert nachzuweisen.

Kulturelle Grenzen schwanken zwischen Metaphern und sich kollektiv verfestigenden Imaginationen (Foucault, Saïd), wobei das Eigene sich auf der Grundlage von Bildern der Nation (Anderson) stabilisiert und dem kulturell Anderen die Gleichzeitigkeit verweigert wird (Fabian). Das theoretisch sehr dichte erste Kapitel schließt mit der Anmerkung des Ethnologen Nicholas Thomas, daß trotz zahlreicher Studien zu kulturellen Abgrenzungsprozessen bislang noch kein historischer Abriss von deren Entwicklung vorliegt. Michael Frank versteht seine Arbeit als Beitrag zu einer solchen „Geschichte der kulturellen Grenzziehung“ (Kapitel 1).

Ausgehend von Karl-Heinz Kohls „Abwehr und Verlangen“ sowie Urs Bitterlis Beobachtungen zur „Geschichte der überseeischen Begegnungen“ befaßt sich das darauffolgende Kapitel mit Phänomenen, die jede Logik der Abgrenzung zunächst zu unterlaufen scheinen: Es geht um die Grenzgänger und Überläufer, deren Handeln in verschiedenen historischen Kontexten ganz unterschiedlich, zumeist jedoch negativ bewertet wurde. Frank kann dabei zeigen, daß diese Geringschätzung der Grenzgänger in der Regel mit kollektiven Normen begründbar ist – also Normen, die, wie von ihm im ersten Kapitel beschrieben, an der Konstruktion von Grenzen orientiert sind. Allerdings, und hier bezieht sich der Autor auf ältere Quellen über kulturelle Abgrenzungen zwischen Briten und Iren, zeigt sich in der historischen Perspektive, wie flexibel solche Normen der Abgrenzung sind: Was zu einem Zeitpunkt noch als inakzeptable Grenzüberschreitung galt, kann Jahre später als Normalität bewertet werden. Letztlich ist auch die Stabilität der eigenen Kultur eine Fiktion, die mit Sigmund Freuds „Totem und Tabu“ als

eine Funktion der fundamentalen Ambivalenz des Psychismus (im Sinne Jacques Lacans) gegenüber Normen insgesamt gedeutet werden kann. Mit Konzepten der Minderwertigkeit des Anderen („Abjektion“ nach J. Kristeva) und der – sich allerdings erst in der Kolonialzeit wirklich durchsetzenden – Tabuisierung kultureller Grenzgänger benennt der Autor weitere wichtige Theorieelemente, die er als Rahmen zur Interpretation der Literatur nutzbar machen möchte.

Der darauffolgende, zweite Teil umfaßt die Kapitel 3, 4 und 5, in denen jeweils ein Roman eines bekannten Autors interpretiert wird. Es handelt sich dabei um „Typee“ (1846) von Herman Melville, „King Solomon's mines“ (1885) von Rider Haggard und „Heart of darkness“ (1899) von Joseph Conrad. Ohne hier im einzelnen auf die Interpretationen dieser Werke eingehen zu können, läßt sich resümieren, daß die Begründung kultureller Abgrenzung in dem historischen Zeitraum, den die Bücher umfassen, also in etwa dem 19. Jahrhundert, zunehmend in den Sog des aufsteigenden Evolutionismus gerät. Während die *beachcomber* in „Typee“ noch grundsätzlich kein Problem mit der Gleichzeitigkeit des Anderen haben, und damit die Anerkennung kultureller Diversität ohne die Gegenwart einer scharfen, eindeutig gezogenen Grenze wenigstens als Möglichkeit erscheint, sind fünfzig Jahre später in „King Solomon's mines“ die Kulturen Afrikas vollkommen abgetrennt von der modernen Welt. Die Entwicklung im Sinne der Ausbildung der Zivilisation ist eine unüberwindbare Hürde; es gibt eine eindeutige Grenze zwischen britischer Gesellschaft und afrikanischen „Stämmen“. Denen wird zwar zugesprochen, Zeugen einer frühen menschlichen Entwicklungsstufe zu sein, aber zu kulturellen Leistungen sind sie in keinem Fall fähig. Nochmals einige Jahre später, bei Joseph Conrad, wird die Figur der Ungleichzeitigkeit zu Ende gedacht, indem die Gesellschaften des zentralen Kongo als eine frühe Stufe der menschlichen Existenz geschildert werden,

von der die Bedrohung einer Regression, des Zurückschreitens in instinkthafte urtümliche Daseinsformen auch für Europäer ausgeht. Die Regression muß zum Scheitern der Betroffenen führen, zum Verlust der westlichen Ideale (die sich im kolonialen System als „mission civilisatrice“ artikulieren) und letztlich zum Tod.

Diese Zusammenhänge werden geistesgeschichtlich weit ausgreifend geschildert, von Jean Jacques Rousseau bis zu Arthur de Gobinet und von Georg Friedrich Hegel bis zu Sigmund Freud. Letztlich ist an Franks These, nämlich der historischen Veränderung von Abgrenzungsmechanismen, die sich im 19. Jahrhundert entlang sich durchsetzender evolutionistischer Denkfiguren entwickeln, so wenig zu kritisieren wie an der Durchführung, die zeigt, daß nicht nur die immerhin recht populären Schriftsteller, sondern auch zahlreiche wichtige zeitgenössische Denker mit sehr ähnlichen Konzepten an der Definition kultureller Grenzen beteiligt waren.

Wenn es einen problematischen Aspekt in der Konzeption des Buches gibt, dann liegt er in den Grundannahmen über das Verhältnis der literarischen Schöpfungen zur historischen Entwicklung. Grundsätzlich geht Frank von der Notwendigkeit einer interdisziplinären Perspektive auf das Thema aus und zieht deshalb gleichermaßen ethnologische Autoren wie Historiker und Philologen heran. Die fiktionalen Texte, die den empirischen Korpus der Studie ausmachen, sieht er, wie an zwei Stellen (85–86, 201) näher ausgeführt, nicht als Abbild der Realität jener Zeit, wohl aber als ein „koloniales Imaginäres“, das letztlich in jener Zeit einen Beitrag dazu leistet „Tatsachen zu schaffen“ (86). Diese normative Wirkung ist unbestritten und in ihrer Effizienz angesichts der hohen Popularität der Romane auch nicht zu unterschätzen. Dennoch sei es dem Rezensenten gestattet, aus ethnologischer Perspektive die Frage zu formulieren, ob es nicht andere Einflussfaktoren gibt, die für eine angemessene Beschreibung der Kon-

figuration kultureller Grenzen ebenfalls mit heranzuziehen wären. So hat die Ethnologie in den letzten zwanzig Jahren gezeigt, wie „koloniale Subjekte“ (zum Beispiel in Südafrika) in erstaunlichem Maße Grenzüberschreitungen praktizierten. Den scheinbar vollkommen ausgegrenzten Afrikanern gelang es, sich Elemente der europäischen Kultur anzueignen und damit den Kolonialherren wenigstens teilweise die Kontrolle über die kulturelle Grenze zu entziehen. Diese – den normativen Perspektiven verborgen bleibende – kulturelle Aneignung, wie sie zum Beispiel Jean und John Comaroff (1991) für die 1890er Jahre im südlichen Afrika dokumentiert haben, ist ein Schlüssel zum Verständnis der historischen Entwicklung der Gesellschaften in Afrika über die Kolonialzeit hinaus.¹

Interdisziplinäres Arbeiten kann auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht mehr sein als nur die Nutzung ethnologischer Theorien (die Frank mit der Rezeption einschlägiger Werke von Kohl und Fabian intensiv betreibt). Wenn Zeiträume und Weltregionen, für die ethnographische Kompetenz vorliegt, ernsthaft in den Fokus genommen werden, sollten auch ethnographische Quellen herangezogen werden. Ähnliches gilt für die Nutzung historischer Quellen und der entsprechenden Autoren. So erscheint der Begriff des „offiziellen Endes des kolonialen Zeitalters“ (208) zumindest problematisch. Wie das „offizielle Ende“ in den Augen von Historikern zu definieren wäre, sei dahingestellt.

Diese kritischen Anmerkungen betreffen Grundannahmen und aktuelle Probleme der interdisziplinären Zusammenarbeit, die sicher nicht als ein spezifisches Defizit dieses Werkes zu betrachten sind. Insofern sind sie auch weniger dieser Studie anzulasten, sondern eine Frage der gemeinsamen kulturwissenschaftlichen Perspektive. Dessen ungeachtet bleibt das Anliegen der vorliegenden Studie ein sehr wichtiges und aktuelles: Es geht darum, gängige positivistische Bilder von kulturellen Grenzen zu überwinden und klarzumachen,

wie sehr solche Grenzen auf den historisch bedingten imaginären Topoi der westlichen Gesellschaft aufbauen.

Hans P. Hahn

¹ Comaroff, Jean und John L. Comaroff: *Of revelation and revolution: Christianity, colonialism, and consciousness in South Africa*. Band 1. Chicago: University of Chicago 1991

* * *

Annette Wilke und Esther-Maria Guggenmos (Hrsg.): *Im Netz des Indra. Das Museum of World Religions, sein buddhistisches Dialogkonzept und die neue Disziplin Religionsästhetik. Mit studentischen Beiträgen*. Wien und Zürich: LIT Verlag 2008. 342 S., illustriert (Veröffentlichungen des Centrums für Religiöse Studien Münster Band 7.)

Religion und Museum ist seit Anfang der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts ein beliebtes Thema in den Religionswissenschaften und der Museologie. Die hier zu besprechende Publikation stellt die erste umfangreiche Studie über das Museum of World Religions (MWR) in Taipeh (Taiwan) dar.

Das Buch beginnt mit einem Grußwort der Dharma-Meisterin Shih Liao Yi, Gründungsdirektorin des MWR. Sie hofft, daß die Publikation dazu beitrage, die Idee des Museums („love, friendship and peace“) auch in die akademische Welt hineinzutragen.

Annette Wilke, Professorin für Religionswissenschaften an der Westfälischen Universität Münster, hat zusammen mit Esther-Maria Guggenmos, Sinologin und Autorin des ersten Artikels über das MWR in deutscher